

DER ÜBERSETZER: CICERONE IN EINER FREMDEN STADT

Frank Oborski¹

ABSTRACT Against the background of the *Vulgata deutsch* project and the desired approach of a credible translation of the Sacra Vulgata of Jerome, this article mentions two different translation concepts. A translation should primarily be a helpful guide and an efficient tool for the reader. Some concrete examples exemplify the difficulties of the translation process and how it is influenced by preliminary considerations. It is made clear that the translator must pay attention to the smallest details in stylistics and syntactics in order to reproduce the text authentically. The article draws the view also on other obligations of the translator, because the translation is only a first exegetical step on the way to understanding the original text. The duty of the translator does not end with taking the barrier of knowledge around original words and the language of origin, but also includes the didactic task of mediating between the languages, and finally the exegetical explanation of the original inner meaning. This is where the translator, like a cicerone in a foreign city, has taken on the challenge of introducing his readers, once strangers to this city, as inhabitants, so that they now belong there.

KEYWORDS translator, translation, original text, authenticity, empathy, stylistics, simplification, mediation, Vulgate, 1 Kings 8,61a, Jeremiah 1, 11, Daniel 13, 54-59

ZUSAMMENFASSUNG Vor dem Hintergrund des Projekts *Vulgata deutsch* und des gewünschten Ansatzes einer glaubwürdigen Übersetzung der Sacra Vulgata von Hieronymus nennt dieser Artikel zwei verschiedene Übersetzungskonzepte. Eine Übersetzung soll in erster Linie eine hilfreiche Anleitung und ein effizientes Instrument für den Leser sein. Einige konkrete Beispiele zeigen exemplarisch die Schwierigkeiten des Übersetzungsprozesses und wie er durch Vorüberlegungen beeinflusst wird. Es wird deutlich gemacht, dass der Übersetzer kleinste Details der Stilistik und Syntaktik beachten muss, um den Text authentisch reproduzieren zu können. Darüber hinaus lenkt der Artikel die Sicht auch auf andere Verpflichtungen des Übersetzers, denn die Übersetzung ist nur ein erster exegetischer Schritt auf dem Weg zum Verständnis des Originaltexts. Die Pflicht des Übersetzers endet nicht damit, die Barriere des Wissens rund um ursprüngliche Wörter und die Herkunftssprache zu nehmen, sondern beinhaltet auch die didaktische Aufgabe der Vermittlung zwischen den Sprachen und schließlich die exegetische Erklärung der ursprünglichen inneren Bedeutung. Das ist der Punkt, an dem der Übersetzer, wie ein Cicerone in einer fremden Stadt, die Herausforderung erfüllt hat und seine Leser, einst Fremde in dieser Stadt, dort als Einwohner eingeführt hat, so dass sie nun dahin gehören.

SCHLAGWORTE Übersetzer, Übersetzung, Originaltext, Authentizität, Empathie, Stilmittel, Vereinfachung, Vermittlung, Vulgata, 1. Kön 8,61a, Jer 1,11, Dan 13,54-59

1. Studienrat Frank Oborski; Nygade 31, DK 6330 Padborg; [frank-oborski \[at\] bildkunstnet.de](mailto:frank-oborski[at]bildkunstnet.de)

I.

Es gibt grundsätzlich zwei Wege eine Übersetzung zu gestalten. Einerseits durch individuelle Interpretation unter Einbezug ästhetischer Aspekte, die sich den Spielraum inhaltlicher Änderungen zugunsten der gewählten Sprachform erlaubt.² Im Vergleich zum Original darf sie dessen Sinn nicht entstellen und sie soll ein starkes künstlerisches Erleben ermöglichen. Die sogenannte dynamische Übersetzung im altsprachlichen Unterricht böte hier in etwa eine Entsprechung: Jeder übersetzt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Der andere Ansatz sucht die getreue Kopie des fremdsprachigen Originals im Gewand vertrauter sprachlicher Erscheinung darzustellen. Hier verhalten sich sprachliche Form und Sinnentsprechung genau umgekehrt: Die Übersetzung weist eine Sprachrichtigkeit auf, die der *communis opinio* entspricht. Es sollen keine ungrammatischen Fügungen und Formulierungen auftauchen, dafür herrscht eine größtmögliche Nähe zu Gestalt und Wesen des Originals³, nach dem Grundsatz das Fremde sei zu vermitteln ohne zu befremden.

In beiden Fällen ist zu bedenken, dass Zeitgeist und persönliches kulturelles Sosein des Übersetzers großen Einfluss auf seine Übersetzung haben, wobei Bildung, sprachliche Fähigkeiten, Wissen und Kenntnisse in allen in Frage stehenden Dingen die größte Rolle spielen. Nicht zu vergessen sind auch Intuition und gesunder Menschenverstand, die Fragliches in die richtige Perspektive setzen können. Luthers Mahnung, dem

2. Als gelungenes Beispiel möge die Nachdichtung der Sonette Shakespeares von Stefan George gelten. Abwegig dagegen Raoul Schrott mit seiner Übersetzung der Ilias, wo etwa das innige Ruhen eines Paares auf dem Lager zum Liebesakt wird, „bis die Bettpfosten wackeln.“ Die Kritik sah seinerzeit in dieser Übertragung eine Irreführung der Leser, die glaubten, Homer zu lesen, stattdessen aber nur Schrott zu lesen bekamen. Dieser verfremdete das Original eher statt es vertraut und verständlich zu machen, mit sprachlichen Modernisierungen und einer dichterischen Vulgarisierung. Abgesehen davon erfuhr der Hexameter keine Berücksichtigung. In einem solchen Fall kann man von einer neuen Dichtung sprechen, während das Ursprungsmaterial nichts weiter ist als Impulsgeber und Inspirationsquelle für jemanden, der aufgrund des Reichtums und der Vielseitigkeit seiner Quellenverwertung dann gerne als *poeta doctus* gefeiert wird. Im Fall seiner Verwertung des Gilgamesch-Epos, der in Zusammenarbeit mit namhaften Assyrologen eine wortgetreue Übersetzung erfuhr, ging Schrott weiter. Er erlaubte sich auch, neben den aus seiner Ilias bekannten sprachlichen Freiheiten, dem Epos die Form eines Oratoriums zu geben.

3. Hier diene Martin Bubers „Verdeutschung der Schrift“ als Beispiel. Wortwahl und die hebraisierend anmutenden Wortverbindungen der „Verdeutschung“ Bubers weisen eine größere Deckungsgleichheit mit dem hebräischen Original auf als traditionelle deutsche und sich daran anlehende Versionen bzw. „Übertragungen“ anderer moderner Sprachen.

Volk aufs Maul zu schauen, weist darauf hin, dass reines akademisches Übersetzen am eigentlichen Ziel der Übersetzung, der Vermittlung des Inhalts, vorbei führen kann. Mindestens ein Element der zuerst geschilderten Art der Übersetzung sollte also auch in der zweiten zu finden sein: die Lebendigkeit. In jedem Fall spiegelt eine Übersetzung den Willen und das Wissen des Übersetzers wieder. Übersetzen ist über weite Strecken ein einsames Geschäft des Übersetzers, an dessen Ende aber redaktionelle Revision, Diskussion und Korrektur stehen.

II.

Den Übersetzer stelle man sich als einen Cicerone vor in einer ihm vertrauten, den Lesern aber fremden und geheimnisvollen Stadt. Er ist dabei mehr als ein Stadtführer, denn er muss etwa die Fassadenwirksamkeit eines römischen Tempels und das Wesen aller möglicher architektonischer Motive mit den Mitteln der Sprache, die seine Zuhörer verstehen, so wiedergeben, dass sie alles Dargestellte so sehen, als stellten sie es sich mit geschlossenen Augen vor. Hieraus ergibt sich eine große Verantwortung, die der Übersetzer trägt. Jenen, die vorbehaltlos darauf vertrauen, dass sie von ihm alles richtig und wahrheitsgetreu geschildert und erklärt bekommen, könnte er auch Unsinn und viel Falsches erzählen.⁴ In einem anderen Bild verdeutlicht: Durch seinen Wissensvorsprung hält der Übersetzer den Schlüssel zu einem Tresor in der Hand. Einen Abdruck dieses Schlüssels gibt er seinem Leser in die Hand, so dass dieser ebenfalls den Tresor öffnen kann. Nun kann der Übersetzer aber den Inhalt des Tresors verändert oder ausgetauscht haben. Derjenige, der auf den übersetzten Text angewiesen ist, kann diesen Sachverhalt solange nicht nachprüfen, wie er nicht über Kenntnis der Ursprungssprache verfügt.

Ein weiteres eingängiges Bild ist der Fährtenleser, der eine Gruppe von Reisenden durch ein unbekanntes Land führt. Er liest die Wege, die zu gehen sind und passt deren Bedingungen bestmöglich an die Bedürfnisse derer an, die ihm folgen. Allerdings kann er die natürlichen Bedingungen der örtlichen Umgebung, im Falle des Übersetzens der

4. Ein Beispiel des Dolmetschens aus der Gebärdensprache veranschaulicht das eindrücklich: Es gab zu den Reden anlässlich der Beerdigungsfeier Nelson Mandelas einen Skandal, weil der in Gebärdensprechende in seinem Gestus gegenüber den zu übersetzenden Reden allzu „einsilbig“ aufgetreten ist, sprich er hatte schlichtweg falsch „übersetzt“, d.h. indifferente Bewegungen gemacht, die er inadäquat in Wiederholungen abzuspuhlen schien.

kulturellen Substanz, der Semantik und Syntax, des Stil und der sprachliche Geläufigkeit, nicht beeinflussen oder ändern, wodurch sich die Notwendigkeit seines demütigen Dienstes erklärt. Die einzige und zugleich schwerste Aufgabe des Übersetzers ist es, das Gelände, durch das er führt, so begehbar und begreifbar zu machen, dass diejenigen, die ihm vertrauen, ein klares Bild und eine untrügliche Vorstellung von dem unbekanntem Land gewinnen. Dies auf eine Art, die ihnen das Land nach der Durchquerung zu ihrem eigenen gemacht hat. Solange haben sie den Reiseführer als Mittler, den selbstständig Reisende nicht brauchen. Genauso wird die Übersetzung obsolet, wenn von den Lesenden der Originaltext verstanden wird. Übersetzungen helfen denjenigen, die weder die Zeit noch die Kapazität haben, die Sprache des Originals so gut zu erlernen, dass sie sich dem Originaltext selbst zuwenden können. Dies kann durchaus als Anforderung begriffen werden, dass der Übersetzer sich als Vermittler umso getreuer um die Wandlung des Fremden ins Vertraute zu bemühen hat. Es geht nicht um ihn selbst oder um seine Sicht der Dinge, sondern um die Dinge selbst. Als Ortskundiger mag er sie kennen, wirklich angeeignet hat aber auch er sie sich erst, wenn er sie für die Augen, die Ohren und den Verstand eines anderen zu erklären vermag. Die Leser der Übersetzung lesen das Original durch die Brille des Übersetzers, dabei kann die Distanz zwischen den beiden Texten nie ganz überwunden werden.

III.

Man kann den Übersetzer aber auch mit einem Kulissenmaler vergleichen, der sich bei seiner Arbeit auf seine Phantasie verlassen muss, denn bei aller philologischen Treue und grammatischen Schulung ist die Phantasie ein unerlässliches und zuverlässiges Hilfsmittel des Übersetzers. Selbstverständlich dürfen dabei keine anderen Silhouetten und Strukturen auf die Leinwand gebracht werden, als die in der originalen Umgebung vorgefundenen. Der Übersetzer soll schließlich keine Fata Morgana schaffen, sondern die Wirklichkeit abbilden, es sei denn, in dieser hätte sich eben eine solche Luftspiegelung auch wirklich vorgefunden. Er muss auf alle Eventualitäten gefasst sein und mit allen Gegebenheiten umgehen können, wodurch sich eine große und genaue Kenntnis aller Belange des zu übertragenden Konglomerats aus Text und lebensweltlichem Kontext als Selbstverständlichkeit ergibt. Er muss aber auch Empathie, Vorstellungsvermögen, Sprach- und Einfallsreichtum aufbringen, um sich in den zu übertragenden Text einleben zu können. Wäre das nicht so, könnte man einem Computer die Arbeit des Übersetzens überlassen, wo es dann wahrscheinlich so zugehen würde wie

bei dem Experiment, in dem ein Computer einen Rembrandt gemalt hat. Man fütterte ihn mit den bildtechnischen Informationen aller Gemälde des Malers und heraus kam ein perfektes, aber steriles Bild, denn wesentliche Elemente malerischer Authentizität, die Intuition und Wirklichkeitsnähe, fehlten. Der menschliche Übersetzer weist gegenüber der Maschine, die (fast) niemals irrt, allerdings die negative Eigenschaft auf, nie alles wissen zu können und sich zudem noch dort irren zu können, wo er meint richtig zu liegen. So ist der Übermittler des Originals dazu aufgerufen, sich selbst nie für allwissend zu halten, selbst wenn er alles sprachlich-kulturelle Wissen zum Thema hätte.

IV.

Aus den genannten Gründen ist es höchst relevant ob das Alte Testament aus dem Hebräischen oder aber aus dem Latein der Vulgata sacra übersetzt wird. Je nach dem ergeben sich erhebliche sprachliche und inhaltliche Unterschiede. Im sorgfältigen Vergleichen und Annäherungen beider Schrifttraditionen⁵ können aber auch interessante Erkenntnisse gewonnen werden.

Was es heißt, sich um eine getreuliche Abbildung, um einen genauen Nachbau der jeweiligen syntaktischen Struktur zu bemühen, soll an Röm 1,25 verdeutlicht werden.⁶ Bei Hieronymus sind, wie in der griechischen Vorlage, zwei bedeutungsähnliche Verben in einem gewöhnlichen Hendiadyoin⁷ zu verschiedenen, in einem Vergleich verbundenen Dativobjekten gestellt, nämlich *colere* und *servire* zu *creaturae* und *creatori* („der Schöpfung“ – „dem Schöpfer“; eine einfache, aber wirkungsvolle organische Paronomasie⁸). Hieronymus folgt hier dem Griechischen, wo das Verb mit Dativ oder Akkusativ stehen kann.

5. Buber spricht davon, die Schrift sei im Lauf der Zeit in ein Palimpsest verwandelt worden. Der ursprüngliche Bestand sei „von einer geläufigen Begrifflichkeit teils theologischer, teils literarischer Herkunft überzogen“. Solchem Werk als Instrument der „Scheinaufnahme“ könne er nichts abgewinnen, stattdessen sei die Pflicht zu einer „erneuten Übertragung der Schrift“ zu erkennen. („Zu einer neuen Verdeutschung der Schrift – Beilage zum ersten Band: Die fünf Bücher der Weisung“, Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart 1992¹⁰, p. 5.)

6. [...] *et coluerunt et servierunt creaturae potius quam creatori*.

7. Das Hendiadyoin bezeichnet in der Rhetorik und Linguistik eine Stilfigur, die einen komplexen Begriff mittels zweier semantisch ungleichwertiger Ausdrücke beschreibt, die in der Regel durch die Konjunktion „und“ verbunden werden.

8. Die Paronomasie ist eine rhetorische Figur, die ein Wortspiel bezeichnet, das auf einer zufälligen Klangähnlichkeit beruht.

Im Lateinischen geht das grammatisch nicht, weil im Lateinischen das transitive *colere* den Akkusativ nach sich zieht, während ein Dativ lediglich instrumental hinzutreten kann. Dadurch entsteht bei Hieronymus eine syntaktische Komplikation. Bei der Übersetzung ins Deutsche muss nun für *colere* ein Verb gefunden werden, das die gleiche Bedeutung wie „verehere“ hat, aber den Dativ nach sich zieht. Das Verb „verehere“ steht mit dem Akkusativ und es würde folgende Satzkonstruktion entstehen: „die Schöpfung mehr als den Schöpfer verehere und dienen“. Die Lösung liegt in diesem Fall in der synonymen Wortverbindung „Ehere erweisen“. So kann die Kasussituation der lateinischen Vorlage, überdies in Übereinstimmung mit dem griechischen Original, grammatisch korrekt und stilistisch adäquat beibehalten werden. Es kommt also auf das Detail und die akribische Suche an.

Am Beispiel von 1. Könige 8,61a lässt sich die Bedeutung, die ein kleiner Unterschied haben kann, gut nachvollziehen. Luther folgt in seiner Übersetzung nahe dem hebräischen Text, wenn er schreibt: „Euer Herz soll ganz mit Jahwe, unserem Gott, sein!“ Septuaginta und Vulgata bieten hier „unser Herz“.⁹ Der konkrete Kontext¹⁰, für eine angemessene Übersetzung immer von größter Bedeutung und nie außer Acht zu lassen, ist hier der Segen Salomos am Ende seines Weihegebets zur Tempelweihe. Exegetischer Mehrwert und inhaltliche Qualität der Übertragung ergeben sich aus einem Zusammenspiel von Detailtreue, wo jede Silbe, jeder Buchstabe zählt und dem größtmöglichen Einbezug des Kontextes. An diesen Faktoren lassen sich das Geschick, die Weitsicht und der Überblick eines Übersetzers ablesen. Es wird erkennbar wie sehr er im Werk zuhause war und wie sehr er mit allen Bezügen vertraut war.¹¹ In unserem Beispiel bildet die abschließende Hinwendung zur Versammlung im Tempel durch die Anrede „euer Herz“ ein Kommunikationsdreieck, bestehend aus Gott, dem König (er spricht in der ersten Person für das Volk Israel und die im Tempel versammelten Menschen) und dem Volk Israel. Der Einbezug der Versammlung durch die Verwendung

9. Im Griechischen ergibt sich durch zweifache Setzung des Pronomens eine *geminatio* ohne Lockerung des Wortkörpers, im Lateinischen mit *cor nostrum* und *cum Domino Deo nostro* ein Polyptoton.

10. Nach Buber ist der zu beachtende Kontext die ganze Schrift selbst, was angesichts der Beteiligung von fast hundert Mitarbeitern an der Übersetzung der Bibel eine Hauptredaktion umso nötiger macht. („Zur Verdeutschung der Preisungen – Beilage zum vierten Band: Die Schriftwerke, Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart 1992⁶, p. 3.)

11. Stets alles im Blick zu haben, ist schwer, selbst für manchen Autor in Bezug auf das eigene Werk. Erst viel oder alles selbst erforscht zu haben, erlaubt einige Sicherheit im Umgang mit dem Material. Wieviel Überlegung hinter dem Vorgang des Übersetzens steckt, davon legen die Vorworte des Hieronymus zu den Schrifttexten Zeugnis ab.

des Suffixes der zweiten Person Plural macht den Segen eindringlicher und füllt ihn mit größerer Ernsthaftigkeit als dies im Griechischen und Lateinischen der Fall ist, indem das Volk direkter in die Pflicht genommen wird. Zudem erreicht die Rede Salomons durch die Hinwendung zur Zuhörerschaft einen logischen Abschluss, indem auf den situativen Rahmen zurückverwiesen wird, die Versammlung selbst. Facettenreicher, wirkungsvoller, für die Exegese tiefgründiger und erzählerisch gekonnter mag die hebräische Version sein, aber eine Übersetzung des lateinischen Textes der Vulgata hat eine größere Einfachheit der Erzählung, die sich bei Hieronymus gegebenenfalls finden lässt, zur Geltung kommen zu lassen. Dennoch bleibt die Frage offen, warum Hieronymus gegenüber einer situationsgerecht angereicherten Verklammerung mit dem Kontext eine eher oberflächlichere Variante wählt. Doch wohl nicht, um mit einer kunstvollen Wortwiederholung eine Klangwirkung dort zu erzeugen, wo diese Wiederholung ihre Wirkung verfehlt, weil sie plump wirkt.

Ein anderes Beispiel für eine gelungene, unverfälschte Transformation liefert der Vers Jeremia 1,11-12. Hieronymus gibt hier mit dem Wortspiel der organischen Paronomasie *vigilantem ... vigilabo* das Hebräische nicht eins zu eins wieder, notgedrungen, wie sich zeigen wird. Im Hebräischen weckt das Wort für „wachen“ (schin-quoph-daleth) (im Vers 12 in der Form des Partizips *schoked*¹²) die klangliche Assoziation des Wortes für Mandelbaum (*schaked*) (Vers 11), dem man die Bedeutung „der Wachsame“ entlehnen kann.¹³ Im Hebräischen ist der Paronomasie *schaked – schoked* im Vers 11 zusätzlich noch die Paronomasie *makel (Zweig) – schaked* vorgeschaltet, was dem Bild durch spielerische Selbstverständlichkeit eine noch größere Wirkung gibt.

So übersetzt Luther an diese Stelle inhaltlich richtig aus dem Hebräischen, aber unter völligem Verlust des klanglichen Effekts des hebräischen Originals mit „Mandelzweig“. Diese wörtliche Übertragung ins Deutsche, immerhin unter teilweiser Wahrung der Klangspielkette, birgt allerdings Verständnisschwierigkeiten. Auch im Griechischen, wo von einem Walnusszweig die Rede ist, taucht die Klanganspielung nicht auf. Hier fehlen dann sogar beide Elemente der prophetischen Assoziation, Bild und Klang, und man erkennt, wie leicht eine Textaussage sich verflüchtigen kann.

12. Alle drei Wörter erscheinen unter Verwendung verschiedener Vokalzeichen in Gestalt der drei Radikale קִשׁ .

13. Die Eigenschaft des Mandelbaumes, zeitig und früh zu blühen, mag zu seiner Bezeichnung geführt haben, indem man die Pünktlichkeit seiner Blütezeit als wachsame Präsenz deutete. Gesenius hatte diese Vorstellung in seinem Eintrag allerdings in Frage gestellt.

Warum Hieronymus nicht das hebräische Wortspiel *schaked* – *schoked* wiedergab, liegt auf der Hand. Es ist im Lateinischen nicht nachahmungsfähig. Dort heißt wachen *vigilare* und Mandelbaum mit einem griechischen Lehnwort *amygdala*. Was zum vollen Verständnis der hebräischen Version fehlt, zeigt ein Blick auf Bubers „Verdeutschung“ des Hebräischen. Er schreibt für Jeremia 1,11f. : „Eine Rute vom Zeitigreg, der Mandel, sehe ich. ER sprach zu mir: Gut hast du gesehn, ja, zeitig rege ich mich über meiner Rede.“

Zeitigreg, eine Wortschöpfung Bubers, entspricht *schaked* und *vigilantem*, *zeitig rege ich mich* entspricht *vigilabo* und *schoked*. Mit dem Zusatz *der Mandel* wahrt Buber die Integrität der prophetischen Naturmetapher. Das gelingt nur über diesen Zusatz, weil das Deutsche, ebenso wie das Lateinische, hier kein passendes Wortmaterial zu bieten hat. So findet sich bei Buber eine Art Synthese der Ansätze der beiden anderen Übersetzer.

V.

Zur Wiedergabe eines Stilmittels, etwa einer Paronomasie, muss neben der Fertigkeit des Übersetzers vor allem auch die „Bereitschaft“ der Sprache gegeben sein, es ausdrücken zu können. Der Blick in die arabische Übersetzung ist ebenso vielsagend wie selbstverständlich erklärend: Aufgrund des gemeinsamen Ursprungs der Schwestersprachen und ihrer gemeinsamen Prinzipien der Wortbildung lässt sich die Paronomasie aus dem Hebräischen ohne Verlust und ohne Zutat übertragen.¹⁴

Für das Lateinische ist die Übertragung des Hieronymus von Daniel 13,58-59¹⁵ ein gutes Gegenbeispiel. Anders als im Griechischen gibt es keine klangliche Entspre-

14. In der Schwestersprache des Hebräischen, Arabisch, heben die Verben unter Verwendung der gleichen Radikale des beider Sprachen gemeinsamen Grundstammes (٤٤٤) die Gestalt *tuamini* – *tamanu*, ebenfalls in zwei vom Grundstamm abgeleiteten Stämmen, was wie im Hebräischen (in der Form eines Parallelismus mit tw. gelockerter Anapher) eine Paronomasie (und ein zu vernachlässigendes Homoioteleuton) realisiert. Die Fähigkeit des Hebräischen, wie auch des Arabischen, unter Einsatz verschiedener Vokalkombinationen Worte aus drei Wurzelkonsonanten zu bilden, bietet einen für Wortspiele günstigen Ausgangspunkt, den häufig ins Spiel zu bringen die Schwestersprachen sich nicht nehmen lassen.

15. Text aus *Vulgata deutsch / übersetzt von Philipp Weiss, München*: Dan 13,58-59 „Jetzt also sage mir, unter welchem Baum du sie miteinander redend erwischst hast!“ Er sprach: „Unter einer Steineiche“. Daniel aber sagte zu ihm: „Auch du hast so recht gegen dein eigenes Haupt gelogen. Der Engel Gottes wartet nämlich und hat ein Schwert, um dich in der Mitte durchzuschlagen und euch zu töten“.

chung eines Verbs in der Bedeutung des Griechischen *kataprein* zu *pinus*. Aber auch eine freiere Variante, die den Sinn in leichter inhaltlicher Abwandlung beibehält und die Paronomasie „rettet“, wie bei Luther, lässt sich im Lateinischen nicht leicht finden, es sei denn man hätte etwas wie *prendere* (in einem gewaltsamen Sinn) in Anklang an *pinus* gewählt. Der Übersetzer hat sich hier jedoch exakter am Inhalt orientiert, während er Jeremia 1,11-12 der Beibehaltung des stilistischen Merkmals gegenüber der inhaltlichen Genauigkeit den Vorrang gab. Das Hebräische bietet hier ein klanglich eindrucksvolles und inhaltlich stimmiges prophetisches Bild, dessen ästhetische Kohärenz und Stimmigkeit bei Luther zusammen mit dem Sinn verloren geht. Man kann sagen: richtig, aber schlecht übersetzt. So wie er es macht, bringt er eine Verständnisschwierigkeit in den Text, die im Hebräischen bei gleicher inhaltlicher Sachlage vom natürlichen Sprachmaterial her nicht besteht. Andernorts bereitete die Ausgangslage keine solche Schwierigkeit. Hieronymus andererseits liefert die klangliche Wirkung und sichert den logischen Bezug zwischen prophetischer Schau und göttlicher Handlung, aber die kraftvolle, natürliche Bildhaftigkeit des hebräischen Originals geht verloren und wird durch eine erklärungsbedürftige Abstraktion ersetzt, die des Rückhalts einer natürlichen Gegebenheit entbehrt.

Ginge es um die Übersetzung aus dem Hebräischen, könnte man die Paronomasie mit „Wacholderzweig ... wachen“ bewahren, bei leichter inhaltlicher Abwandlung, ähnlich wie Luther es in Daniel 13,54-59 macht, wo Paronomasien aus dem Griechischen mit Baumnamen und Verben wiedergegeben wurden,¹⁶ Was aber im Blick auf das Hebräische vom stilistischen Eindruck her eine gute und sinnvolle Idee sein mag, weil die Integrität des prophetischen Bildes nicht in Mitleidenschaft gezogen wird und die Stimmung der Ergriffenheit angesichts der Schau vom Leser unmittelbar ohne Notwendigkeit interpretatorischer Vermittlung erfasst werden kann, ist für den Benutzer einer reinen Übersetzung der Vulgata, der diesen Text kennenlernen möchte, nicht hilfreich. Er möchte die echte Substanz des Originals wenigstens im Ansatz eins zu eins wiederfinden, und keine noch so geschickte „Idealübersetzung“ lesen.

Zeigt doch die Geschichte der Schriftübertragung schon ein genügend kompliziertes und verwobenes Bild von verschiedenen Traditionen. Es soll an dieser Stelle kurz dar-

16. Wortmaterial bei Luther in den apokryphen Stücken zu Daniel 1, 54-55: Linde – finden, in der LXX Susanna 54/55: (Mastix) – (zerschneiden), in der Vulgata Daniel 13, 54-55: scinus – scindere; ferner bei Luther Daniel 1, 58-59: Eiche – zeich(n)en, LXX Susanna 58/59: (Ilex) – (in Stücke hauen), Vulgata Daniel 13, 58/59: pinus – secare.

auf hingewiesen werden, dass die islamische Welt sich nicht zuletzt dadurch von der Christenheit abhebt, dass hier die große Textstabilität des arabisch tradierten Koran für dessen göttliche Erhabenheit spricht, während die vielen Übersetzungen der Bibel, Bübers Palimpsest der Tradierung des göttlichen Wortes,¹⁷ und die dadurch entstandene Vielgestaltigkeit des Glaubensgegenstandes bzw. Glaubensinstruments als unglaublich und als Beweis der Beliebigkeit gesehen wird.

VI.

Was die grammatischen und stilistischen Möglichkeiten und Erfordernisse einer Sprache anbelangt, einen textlichen Tatbestand erschöpfend korrekt wiedergeben zu können, zeigt Jesaja 7,9b Eindrückliches. *Si non crederitis, non permanebitis*, so heißt es in der Vulgata. Diese Übersetzung zeugt Sprachrichtigkeit,¹⁸ sie bezeugt aber zugleich die Begrenztheit des Lateinischen in diesem Fall, denn im Hebräischen wird mit dem Verb **אָמַן**¹⁹ eine ausdrucksstarke Paronomasie in Gestalt eines Polyptotons²⁰ gebildet. Das Verb bedeutet im Hiphilstamm „vertrauen haben auf, sich stützen auf, glauben“ (*taaminu*, ihr glaubt) und im Niphalstamm „fest sein, beständig sein“ (*teamenu*, ihr habt Bestand) Dies kann das Lateinische so nicht leisten. Luther seinerseits beweist mit seiner Übertragung an dieser Stelle die Leistungsfähigkeit des Deutschen, indem er die Paronomasie verwirklicht: „Gläubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht.“²¹ Ein Polyptoton gibt allerdings auch das Deutsche nicht her. So macht der Übersetzer je nach dem Wortmaterial, das ihm qua Sprachpool oder qua persönlichem Sprachvermögen zur Verfügung steht, notgedrungen Kompromisstext. Dort wo die Zielsprache Lehnworte aus der Ausgangssprache verwenden kann, wie im oben beschriebenen Fall zum Buch

17. Vgl. Anmerkung 4.

18. Wenn man die Zeitenfolge Futur II / Futur I bedenkt, müsste schulgrammatisch übersetzt werden: „Wenn ihr nicht geglaubt habt, werdet ihr nicht bleiben.“ Die vielen konditionalen Konstruktionen in der Vulgata unter Verwendung verschiedener Tempora und Modi verdienen weiter eingehenderer Betrachtung.

19. Aleph – mem – nun.

20. Das Polyptoton ist eine rhetorische Figur, die die Wiederholung eines Wortes im weitesten Sinn bezeichnet bzw. des Wortstammes mit Abwandlung der Flexionsform.

21. So in der Jubiläumsbibel der Württembergischen Bibelgesellschaft, Stuttgart 1964, gegenüber der älteren Form „Glaubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht“ in einer Bibelausgabe, Halle 1762. Die Form „gläubt“ prägt die klangliche Gestalt der Paronomasie noch deutlicher aus.

Daniel²², gibt es keine Probleme. Sie müssen allerdings geläufig sein und dann kann man kaum mehr von einer Übersetzung sprechen, denn die eine Sprache hat sich das Material der anderen so weit anverwandelt, dass es ihr nicht mehr fremd ist.

Was also muss eine Übersetzung leisten? Sie muss dem Leser ermöglichen, sich durch ihre Lektüre in das Original hineinzulesen und einzufinden. Beim Lesen der Übersetzung müssen Geist, Form und ästhetische Kraft des Originals nachspürbar sein. Als Vermittler und Wegbegleiter hat er dabei den Übersetzer, der ihn durch seine Kunst sehen und verstehen lehrt, was ihm andernfalls verborgen geblieben wäre. Dabei ist es zunächst nicht von Bedeutung, aus welchen und wie vielen Quellen der Übersetzer schöpft, denn er soll lediglich das ihm Vorliegende eins zu eins darstellen. Wo aber Unverständliches oder Schwieriges sich gegen eine mühelose Übertragung sperrt, muss der Übersetzer seinem Leser einen Schritt voraus sein und der Fährte des Autors nachspüren. Die verschiedenen Stufen der Vermittlung nachzuvollziehen ist schließlich Aufgabe dessen, der sich daran macht, die Übersetzung des Übersetzters zu erklären. Um dessen Handwerk nachzuvollziehen und zu beschreiben, wo dieser es nicht schon selbst getan hat, wie Hieronymus in seinen Vorworten, muss er in der Lage sein, den handwerklichen Grundlagen und Voraussetzungen seiner Vorlage auf den Grund zu gehen. Dies nachzuvollziehen werden sich jene wünschen, die sich nicht mit einer Übersetzung zufrieden geben wollen und stattdessen wissen wollen, wie sie entsteht. Wer sich am biblischen Text in seiner Muttersprache satt gelesen hat, wird ihn in seiner lateinischen Gestalt erfahren wollen, danach in seiner griechischen Fassung, schließlich in seiner ursprünglichen hebräischen Form. Am Ende dieses Erforschens und Fragens steht dann wohl das lebendige Wort, dessen Urgestalt in gesprochener Rede wir vermittels eines mannigfaltigen Nachhalls in schriftlicher Form nachlauschen.

VII.

„Verstehst du auch, was du liest?“²³

Der Übersetzer stellt mit seinem Text eine Nähe zum Originaltext her. Aber seine Vermittlungsaufgabe geht aus diesen Überlegungen heraus eigentlich noch weiter. Er müsste den Leser nicht nur vermittels seiner Übersetzung an das Original heranführen, sondern über Erklärungen und Hilfestellungen zu dessen unmittelbarem Verständnis.

22. Zum Beispiel *scinus*.

23. Apostelgeschichte 8, 31.

Das Verstehen und Erlernen fremder Sprachen ist der Wasserführung eines Aquädukts über ein Tal zwischen dem heimatlichen und dem fremden Höhenzug vergleichbar. Jeder überschaut die Landschaft von seinem eigenen Blickwinkel und sieht sie mit anderen Augen an. Nicht jede fremde Sprache macht die gleichen architektonischen, sprachmental und methodischen, Bauwerke nötig. Eine Sprache wie das Englische bedarf gegenüber dem Deutschen nur einer einfachen Wasserführung, weil es sich nur im Vokabular unterscheidet und sich des gleichen Schriftsystems bedient. Idiom und Phrasologie verstehen sich in dem gewählten Bild als an das Vokabular gebunden. Das Griechische erfordert eine zweistöckige Anlage, weil das Vokabular über Alphabet erfasst werden muss, das den lateinischen Buchstaben wiewohl stammverwandt, grafisch aber fremdartig anmutet. Das Hebräische schließlich bringt die Notwendigkeit einer dritten Ebene mit sich, indem seine Textbotschaft nicht nur in Wortgestalt und Schriftgestalt andersartig ist, sondern sich auch durch eine andere Leserichtung, nämlich von rechts nach links erschließt. Im Spiegel gelesen, würde sich die dritte Rinne des Verstehens erübrigen.

Beim Lernen des Neuen gilt der Grundsatz, sich dem Fremden über das Bekannte zu nähern. So bietet eine Jiddische Übersetzung des Textes in hebräischer Schrift für den deutschen Leser eine wesentliche Verständnishilfe und kann dem althebräischen Text beiseite gestellt werden. Beim Jiddischen handelt es sich um eine Sprache, die viele Gemeinsamkeiten mit dem Deutschen aufweist und viele genuin hebräische Vokabeln enthält, die von größerer religiöser oder kultischer Bedeutung sind. So lässt sich durch das Vorverständnis der Worte die Erfassung der fremden Buchstabenform leichter bewerkstelligen, indem nämlich der am Buchstaben und am Vokalzeichen haftende Klang eines jiddischen Wortes aufgrund der Wortidentifizierung nur genau begrenzte Möglichkeiten der Artikulation zulassen. Eine schnellere Wiedererkennung der hebräischen Schriftzeichen wird ermöglicht, während die Beziehung rein auf das althebräische Vokabular den Lernenden bei der Erkennung der Buchstaben viel öfter und länger im unsicheren Zustand des Ratens lässt. Dieses vermittelnde Verfahren über das Jiddische in hebräischer Schrift eignet sich aber nur für Lernende, die die deutsche Sprache gut beherrschen. Es bleibt eine dritte Schwierigkeit der Gleichung, trotz aller angestrebter Vereinfachung, bestehen: Man muss sich daran gewöhnen, von rechts nach links zu lesen, wobei auch die hebräischen Buchstabenzeichen selbst sich in ihrer Form nach links orientieren, indem sie nach rechts gerundet und nach links geöffnet bzw. linear in die Senkrechte streben. Hält man einen Spiegel seitlich an die Schrift, lässt sich darin von links nach rechts, für uns in gewohnter Weise, lesen, ein Verfahren, dass sich überhaupt für Schriftsysteme, die

von rechts nach links angeordnet sind, anwenden lässt. Bei einer hilfreichen und möglichst effizienten Transkription der jiddischen und hebräischen Worte in lateinische Buchstaben werden also Worte und Buchstaben spiegelverkehrt geschrieben. Es muss also „rückwärts“ gelesen werden, was ebenfalls durch Eingewöhnung eine Erleichterung beim Erlernen eines ungewohnten Lesemodus sein dürfte.

Die vollständige Spiegelung mit der unnatürlichen Ausrichtung der lateinischen Buchstaben nach links ahmt die lesetechnische Situation des Hebräischen und des Jiddischen nach, wobei man im Fall des Letzteren zumeist auch sofort versteht, was man liest. Die Spiegelverkehrtheit lässt sich natürlich leicht aufheben, indem man Wort und Text vor einen Spiegel hält. Die Erfahrung hat gezeigt, dass es verwirren würde, wenn man die Worte zwar rückwärts schreiben, aber die Ausrichtung der Buchstaben nach rechts beibehalten würde. Diese Schreibung ließe sich durch das Lesen mithilfe eines Spiegels nicht aufheben und wäre beim Lesen von rechts nach links nicht förderlich und auch nicht leichter als im Fall der vollständigen Spiegelung.

Für die Übung, jede zu erlernende Vokabel einer von rechts nach links zu lesenden Sprache in spiegelschriftlicher Transkription unter die fremde Wortgestalt zu legen, spricht der einfache Umstand, dass man sich ohnehin an die andere, ungewohnte Lese-richtung gewöhnen muss, die dann umso schneller zur gewohnten Praxis wird. Dem Lernenden wird so eine Hürde genommen und es bleiben nur noch zwei Hindernisse übrig. Das Auswendiglernen gestaltet sich also weniger sperrig. Um es zusätzlich zu unterstützen, ist beim Lernen der Worte jeglicher Sprache und bei der Beschäftigung mit einem fremdsprachigen Text die eigenhändige handschriftliche Rezeption zu empfehlen, um durch diese Arbeit der aktiven Verarbeitung eine ästhetisch vertiefte Vertrautheit zu erlangen. Die Schreibübung ist umso ratsamer, je fremdartiger das zu durchdringende Schriftsystem ist. Nichts bleibt lange fremd, wenn man es sich aneignen will. Dieses grundlegende Faktum gilt es sich vor Augen zu führen, will man die Befangenheit angesichts des Fremden überwinden – und manchmal ist es doch nur der Gewohnheit und der Bequemlichkeit bekannten Komforts zu verdanken, dass der Geist sich Fremdartigem bereitwillig eher verschließt als öffnet, obwohl er in der Aufnahme des Ungewohnten in jedem Fall vermutlich mehr Bereicherung als Verarmung finden würde. Von der eigentlichen Aneignung des Originals durch Vermittlung kann schließlich aber erst dann die Rede sein, wenn der Text verstanden ist. Diese dritte Form der Vermittlung, nach Textaneignung und Sprachvermittlung ist die Textausdeutung, nach der der Äthiopier den Philippus in der Apostelgeschichte befragte, die exegetische Übersetzung.

